

Nr. 65. Bromberg, den 17. August 1923.

Aus dem Stundenbuch.

„Wir leben grad, da das Jahrtausend geht.
Man fühlt den Wind von einem großen Blatt,
das Gott und du und ich beschrieben hat
und das sich hoch in fremden Händen dreht.

Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
auf der noch alles werden kann.

Die stillen Kräfte prüfen ihre Brette
und seh'n einander dunkel an."

*

Werkleute sind wir, Knappen, Jünger, Meister,
und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
in unsern Händen hängt der Hammer schwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
die strahlend und als ob sie alles wüßte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.
Gott, du bist groß!!

Wie der Verrat nach Rußland kam.

Von Rainer Maria Rilke.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe einen Freund hier in der Nachbarschaft. Das ist ein blonder, lahmer Mann, der seinen Stuhl, winters wie sommers, hart am Fenster hat. Er kann sehr jung aussehen, ja, in seinem lauschenden Gesicht ist manchmal etwas Knabenhaftes. Aber es gibt auch Tage, da er altert, die Minuten gehen wie Jahre über ihn, und plötzlich ist er ein Greis, dessen matte Augen das Leben fast schon losgelassen haben. Wir kennen uns lange. Erst haben wir uns immer angesehen, später lächelten wir unwillkürlich, ein Jahr lang grüßten wir einander, und seit Gott weiß wann erzählen wir uns das eine und das andere, wahllos, wie man es eben passiert. „Guten Tag," rief er, als ich vorüberkam, und sein Fenster war noch offen in den reichen und stillen Herbst hinaus. „Ich habe Sie lange nicht gesehen."

„Guten Tag, Ewald —." Ich trat an sein Fenster, wie ich immer zu tun pflegte, im Vorübergehen. „Ich war verreist." „Wo waren Sie?" fragte er mit ungeduldigen Augen. „In Rußland." „O, so weit" — er lehnte sich zurück, und dann: „Was ist das für ein Land, Rußland? Ein sehr großes, nicht wahr?" „Ja," sagte ich, „groß ist es und außerdem —" „Habe ich dumm gefragt?" lächelte Ewald und wurde rot. „Nein, Ewald, im Gegenteil. Da Sie fragen: was ist das für ein Land? wird mir verschiedenes klar. Zum Beispiel, woran Rußland grenzt." „Im Osten?" warf mein Freund ein. Ich dachte nach: „Nein." „Im Norden?" forschte der Lahme. „Sehen Sie," fiel mir ein, „das Ablesen von der Landkarte hat die Leute verdorben. Dort ist alles plan und eben, und wenn sie die vier Weltgegenden bezeichnet haben, scheint ihnen alles getan. Ein Land ist doch aber kein Atlas. Es hat Berge und Abgründe. Es muß doch auch oben und unten an etwas stoßen." „Hm —" überlegte mein Freund, „Sie haben recht. Woran könnte Rußland an diesen beiden Seiten grenzen?" Plötzlich sah der Kranke wie ein Knabe aus. „Sie wissen es," rief ich, „an Gott." „So" — nickte mein Freund ganz verständnisvoll. Erst dann kamen ihm einzelne Zweifel: „Ist denn Gott ein Land?" „Ich glaube nicht," erwiderte ich, „aber in den primitiven Sprachen haben viele Dinge denselben Namen. Es ist da wohl ein Reich, das heißt Gott, und der es beherrscht, heißt auch Gott. Einfache Völker können ihr Land und ihren Kaiser oft nicht unterscheiden; beide sind groß und gütig, furchtbar und groß."

„Ich verstehe," sagte langsam der Mann am Fenster. „Und merkt man in Rußland diese Nachbarschaft?" „Man merkt sie bei allen Gelegenheiten. Der Einfluß Gottes ist sehr mächtig. Wieviel man auch aus Europa bringen mag, die Dinge aus dem Westen sind Steine, sobald sie über die Grenze sind. Mitunter kostbare Steine, aber eben nur für die Reichen, die sogenannten „Gebildeten", während von drüben aus dem anderen Reich das Brot kommt, wovon das Volk lebt." „Das hat das Volk wohl im Überfluß?" Ich zögerte: „Nein, das ist nicht der Fall, die Einfuhr aus Gott ist durch gewisse Umstände erschwert —" Ich suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen. „Aber man hat vieles aus den Gebräuchen jener breiten Nachbarschaft angenommen. Das ganze Zeremoniell beispielsweise. Man spricht zu dem Zaren ähnlich wie zu Gott." „So, man sagt also nicht: Majestät?" „Nein, man nennt beide Väterchen." „Und man kniet vor beiden?" „Man wirft sich vor beiden nieder, fühlt mit der Stirn den Boden und weint und sagt: „Ich bin sündig, verzeih mir, Väterchen." Die Deutschen, welche das sehen, behaupten: eine ganz unwürdige Sklaverei. Ich denke anders darüber. Was soll das Knien bedeuten? Es hat den Sinn zu erklären: Ich habe Ehrfurcht. Dazu genügt es auch, das Haupt zu entblößen, meint der Deutsche. Nun ja, der Gruß, die Verbeugung, gewissermaßen sind auch sie Ausdrücke dafür, Abkürzungen, die entstanden sind in den Ländern, wo nicht so viel Raum war, daß jeder sich hatte niederlegen können auf der Erde. Aber Abkürzungen gebraucht man bald und mechanisch und ohne sich ihres Sinnes mehr bewußt zu werden. Deshalb ist es gut, wo noch Raum und Zeit dafür ist, die Gebärde auszuschreiben, das ganze und schöne wichtige Wort: Ehrfurcht."

„Ja, wenn ich könnte, würde ich auch niederknien —," träumte der Lahme. „Aber es kommt —" fuhr ich nach einer Pause fort — „in Rußland auch vieles andere von Gott. Man hat das Gefühl, jedes Neue wird von ihm eingeführt, jedes Kleid, jede Speise, jede Tugend und sogar jede Sünde muß erst von ihm bewilligt werden, ehe sie in Gebrauch kommt." Der Kranke sah mich fast erschrocken an. „Es ist nur ein Märchen, auf welches ich mich berufe," eilte ich, ihn zu beruhigen, „eine sogenannte Bylina, ein Gewesenes zu deutsch. Ich will Ihnen kurz den Inhalt erzählen. Der Titel ist: Wie der Verrat nach Rußland kam." Ich lehnte mich ans Fenster, und der Gelähmte schloß die Augen, wie er gerne tat, wenn irgendwo eine Geschichte begann.

„Der schreckliche Zar Iwan wollte den benachbarten Fürsten Tribut auferlegen und drohte ihnen mit einem großen Krieg, falls sie nicht Gold nach Moskau, in die weiße Stadt, schicken würden. Die Fürsten sagten, nachdem sie Rat gepflogen hatten, wie ein Mann: „Wir geben dir drei Rätselfragen auf. Komm an dem Tage, den wir dir bestimmen, in den Orient, zu dem weißen Stein, wo wir versammelt sein werden, und sage uns die drei Lösungen. Sobald sie richtig sind, geben wir dir die zwölf Tonnen Goldes, die

du von uns verlangst." Zuerst dachte der Zar Iwan Wassiljewitsch nach, aber es störten ihn die vielen Glocken seiner weißen Stadt Moskau. Da rief er seine Gelehrten und Räte vor sich, und jeden, der die Frage nicht beantworten konnte, ließ er auf den großen, roten Platz führen, wo gerade die Kirche für Wassilij, den Nackten, gebaut wurde, und einfach köpfen. Bei einer solchen Beschäftigung verging ihm die Zeit so rasch, daß er sich plötzlich auf der Reise fand nach dem Orient, zu dem weißen Stein, bei welchem die Fürsten warteten. Er wußte auf keine der drei Fragen etwas zu erwidern, aber der Ritt war lang, und es war immer noch die Möglichkeit, einem Weisen zu begegnen; denn damals waren viele Weise unterwegs auf der Flucht, da alle Könige die Gewohnheit hatten, ihnen den Kopf abschneiden zu lassen, wenn sie ihnen nicht weise genug schienen. Ein solcher kam ihm nun allerdings nicht zu Gesicht, aber an einem Morgen sah er einen alten bärtigen Bauer, welcher an einer Kirche baute. Er war schon dabei angelangt, den Dachstuhl zu zimmern und die kleinen Latten darüberzulegen. Da war es nun recht verwunderlich, daß der alte Bauer immer wieder von der Kirche herunterstieg, um von den schmalen Latten, welche unten aufgeschichtet waren, jede einzeln zu holen, statt viele auf einmal in seinem langen Kaftan mitzunehmen. Er mußte so beständig auf und nieder klettern, und es war gar nicht abzusehen, daß er auf diese Weise überhaupt jemals alle vielhundert Latten an ihren Ort bringen würde. Der Zar wurde deshalb ungeduldig: „Dummkopf," schrie er (so nennt man in Rußland meistens die Bauern), „du solltest dich tüchtig beladen mit deinem Holz und dann auf die Kirche kriechen, das wäre bei weitem einfacher." Der Bauer, der gerade unten war, blieb stehen, hielt die Hand über die Augen und antwortete: „Das mußt du schon mir überlassen, Zar Iwan Wassiljewitsch, jeder versteht sein Handwerk am besten; indessen, weil du schon hier vorüberreitest, will ich dir die Lösung der drei Rätsel sagen, welche du am weißen Stein im Orient, gar nicht weit von hier, wirst wissen müssen." Und er schärfte ihm die drei Antworten der Reihe nach ein. Der Zar konnte vor Erstaunen kaum dazu kommen, zu danken. „Was soll ich dir geben zum Lohne?" fragte er endlich. „Nichts," machte der Bauer, holte eine Latte und wollte auf die Leiter steigen. „Halt," befahl der Zar, „das geht nicht an, du mußt dir etwas wünschen." „Nun, Väterchen, wenn du befiehlst, gib mir eine von den zwölf Tonnen Goldes, welche du von den Fürsten im Orient erhalten wirst." „Gut —," nickte der Zar. „Ich gebe dir eine Tonne Goldes." Dann ritt er eilends davon, um die Lösungen nicht wieder zu vergessen.

Später, als der Zar mit den zwölf Tonnen zurückgekommen war aus dem Orient, schloß er sich in Moskau in seinen Palast, mitten im fünftorigen Kreml, ein und schüttete eine Tonne nach der anderen auf die glänzenden Dielen des Saales aus, so daß ein wahrer Berg aus Gold entstand, der einen großen schwarzen Schatten über den Boden warf. In Vergeßlichkeit hatte der Zar auch die zwölfte Tonne ausgeleert. Er wollte sie wieder füllen, aber es tat ihm leid, so viel Gold von dem herrlichen Haufen wieder fortnehmen zu müssen. In der Nacht ging er in den Hof hinunter, schöpfte feinen Sand in die Tonne, bis sie zu drei Vierteilen voll war, kehrte leise in seinen Palast zurück, legte Gold über den Sand und schickte die Tonne mit dem nächsten Morgen durch einen Boten in die Gegend des weiten Rußland, wo der alte Bauer seine Kirche baute. Als dieser den Boten kommen sah, stieg er von dem Dach, welches noch lange nicht fertig war, und rief: „Du mußt nicht näher kommen, mein Freund, reise zurück samt deiner Tonne, welche drei Vierteile Sand und ein knappes Viertel Gold enthält; ich brauche sie nicht. Sage deinem Herrn, bisher hat es keinen Verrat in Rußland gegeben. Er aber ist selbst daran schuld, wenn er bemerken sollte, daß er sich auf keinen Menschen verlassen kann; denn er hat nunmehr gezeigt, wie man verrät, und von Jahrhundert zu Jahrhundert wird sein Beispiel in ganz Rußland viele Nachahmer finden. Ich brauche nicht das Gold, ich kann ohne Gold leben. Ich erwartete nicht Gold von ihm, sondern Wahrheit und Rechtlichkeit. Er aber hat mich getäuscht. Sage das deinem Herrn, dem schrecklichen Zaren Iwan Wassiljewitsch, der in seiner weißen Stadt Moskau sitzt mit seinem bösen Gewissen und in einem goldenen Kleid."

Nach einer Weile Reitens wandte sich der Bote nochmals um: der Bauer und seine Kirche waren verschwunden. Und auch die aufgeschichteten Latten lagen nicht mehr da, es war alles leeres, flaches Land. Da jagte der Mann entsetzt zurück nach Moskau, stand atemlos vor dem Zaren und erzählte ihm ziemlich unverständlich, was sich begeben hatte und daß der vermeintliche Bauer niemand anders gewesen sei als Gott selbst.

„Ob er wohl recht gehabt hat damit?" meinte mein Freund leise, nachdem meine Geschichte verklungen war.

Eine Szene aus dem Ghetto von Venedig.

Von Rainer Maria Rilke.

Herr Baum, Hausbesitzer, Bezirksobmann, Ehrenoberst der freiwilligen Feuerwehr und noch verschiedenes andere, aber, um es kurz zu sagen: Herr Baum muß eines meiner Gespräche mit Ewald belauscht haben. Es ist kein Wunder; ihm gehört das Haus, darin mein Freund zu ebener Erde wohnt. Herr Baum und ich, wir kennen uns längst vom Sehen. Neulich aber bleibt der Bezirksobmann stehen, hebt ein wenig den Hut, so daß ein kleiner Vogel hätte ausfliegen können, im Falle einer drunter gefangen gewesen wäre. Er lächelte höflich und eröffnet unsere Bekanntschaft: „Sie reisen manchmal?" „O ja —", erwiderte ich, etwas zerstreut, „das kann wohl sein." Nun fuhr er vertraulich fort: „Ich glaube, wir sind die beiden einzigen hier, die in Italien waren." „So —", ich bemühte mich etwas aufmerksamer zu sein —, „ja, dann ist es allerdings dringend notwendig, daß wir miteinander reden."

Herr Baum lachte. „Ja, Italien — das ist doch noch etwas. Ich erzähle immer meinen Kindern — zum Beispiel nehmen Sie Venedig!!" Ich blieb stehen: „Sie erinnern sich noch Venedigs?" „Aber, ich bitte Sie", stöhnte er, denn er war etwas zu dick, um sich mühelos zu entrüsten, — „wie sollte ich nicht — wer das einmal gesehen hat — diese Piazzetta — nicht wahr?" „Ja", entgegnete ich, „ich erinnere mich besonders gern der Fahrt durch den Kanal, dieses leisen lautlosen Hingleitens am Rande von Vergangenheiten." „Der Palazzo Franchetti", fiel ihm ein. „Die Cà Doro", — gab ich zurück. „Der Fischmarkt —" „Der Palazzo Vendramin —" „Wo Richard Wagner —" fügte er rasch, als ein gebildeter Deutscher hinzu. Ich nickte: „Den Ponte, wissen Sie?" Er lächelte mit Orientierung: „Selbstverständlich, und das Museum, die Akademie nicht zu vergessen, wo ein Tizian . . ."

So hat sich Herr Baum einer Art Prüfung unterzogen, die etwas anstrengend war. Ich nahm mir vor, ihn durch eine Geschichte zu entschädigen. Und begann ohne weiteres:

„Wenn man unter dem Ponte di Rialto hindurchfährt, an dem Fondaco de' Turchi und an dem Fischmarkt vorbei, und dem Gondolier sagt: „Rechts!" so sieht er etwas erstaunt aus und fragt wohl gar „Dove?" Aber man besteht darauf, nach rechts zu fahren, und steigt in einem der kleinen schmutzigen Kanäle dieser Gegend aus, handelt mit ihm, schimpft und geht durch gedrängte Gassen und schwarze verqualmte Torgänge auf einen leeren freien Platz hinaus. Alles das einfach aus dem Grunde, weil dort meine Geschichte handelt." Herr Baum berührt mich sanft am Arm: „Verzeihen Sie, welche Geschichte?" Seine kleinen Augen gingen etwas beängstigt hin und her.

Ich beruhigte ihn: „Irgendeine, verehrter Herr, keine irgendwie nennenswerte. Ich kann Ihnen auch nicht sagen, wann sie geschah. Vielleicht unter dem Dogen Alvise Mocenigo IV., aber es kann auch etwas früher oder später gewesen sein. Die Bilder von Carpaccio, wenn Sie solche gesehen haben sollten, sind wie auf purpurnem Samt gemalt, überall bricht etwas Warmes, gleichsam Waldiges durch, und um die gedämpften Lichter darin drängen sich horchende Schatten. Giorgion hat auf mattem, alterndem Gold, Tizian auf schwarzem Atlas gemalt, aber in der Zeit, von der ich rede, liebte man lichte Bilder, auf einen Grund von weißer Seide gesetzt, und der Name, mit dem man spielte, den schöne Lippen in die Sonne warfen und den reizende Ohren auffingen, wenn er zitternd niederfiel, dieser Name ist Gian Battista Tiepolo.

Aber das alles kommt in meiner Geschichte nicht vor. Es geht nur das wirkliche Venedig an, die Stadt der Paläste, der Abenteuer, der Masken und der blassen Lagunennächte, die wie keine anderen Nächte sonst den Ton von heimlichen Romanzen tragen. — In dem Stück Venedig, von dem ich erzähle, sind nur arme tägliche Geräusche, die Tage gehen gleichförmig darüber hin, als ob es nur ein einziger wäre, und die Gesänge, die man dort vernimmt, sind wachsende Klagen, die nicht aufsteigen und wie ein wallender Qualm über den Gassen lagern. Sobald es dämmert, treibt sich viel scheues Gesindel dort herum, unzählige Kinder haben ihre Heimat auf den Plätzen und in den engen kalten Haustüren und spielen mit Scherben und Abfällen von buntem Glasfluß, demselben, aus dem die Meister die ernsten Mosaiken von San Marco fügten. Ein Adeliger kommt selten in das Ghetto. Höchstens zur Zeit, wenn die Judenmädchen zum Brunnen kommen, kann man manchmal eine Gestalt, schwarz, im Mantel und mit Maske bemerken. Gewisse Leute wissen aus Erfahrung, daß diese Gestalt einen Dolch in den Falten verborgen trägt. Jemand will einmal im Mondlicht das Gesicht des Jünglings gesehen haben, und es wird seither behauptet, dieser schwarze

schlanke Gast sei Marcantonio Priuli, Sohn des Provveditore Nicolò Priuli und der schönen Catharina Minelli. Man weiß, er wartet unter dem Torweg des Hauses von Isaak Rosso, geht dann, wenn es einsam wird, quer über den Platz und tritt bei dem alten Melchisedech ein, dem reichen Goldschmied, der viele Söhne und sieben Töchter und von den Söhnen und Töchtern viele Enkel hat. Die jüngste Enkelin, Esther, erwartet ihn, an den greisen Großvater geschmiegt, in einem niederen, dunklen Gemach, in welchem vieles glänzt und glüht, und Seide und Samt hängt sanft über den Gefäßen, wie um ihre vollen, goldenen Flammen zu stillen. Hier sitzt Marcantonio auf einem silbergestickten Kissen, dem greisen Juden zu Füßen und erzählt von Venedig, wie von einem Märchen, das es nirgendwo jemals ganz so gegeben hat. Er erzählt von den Schauspielen, von den Schlachten des venezianischen Heeres, von fremden Gästen, von Bildern und Bildsäulen, von der „Sensa" am Himmelfahrtstage, von dem Karneval und von der Schönheit seiner Mutter Catharina Minelli. Alles das ist für ihn von ähnlichem Sinn, verschiedene Ausdrücke für Macht und Liebe und Leben. Den beiden Zuhörern ist alles fremd; denn die Juden sind streng ausgeschlossen von jedem Verkehr, und auch der reiche Melchisedech betritt niemals das Gebiet des großen Rates, obwohl er als Goldschmied und weil er allgemeine Achtung genoß, es hätte wagen dürfen. In seinem langen Leben hat der Alte seinen Glaubensgenossen, die ihn alle wie einen Vater fühlten, manche Vergünstigung vom Rate verschafft, aber er hatte auch immer wieder den Rückschlag erlebt. Sooft ein Unheil über den Staat hereinbrach, rächte man sich an den Juden; die Venezianer selbst waren von viel zu verwandtem Geiste, als daß sie, wie andere Völker, die Juden für den Handel gebraucht hätten, sie quälten sie mit Abgaben, beraubten sie ihrer Güter und beschränkten immer mehr das Gebiet des Ghetto, so daß die Familien, die sich mitten in aller Not fruchtbar vermehrten, gezwungen waren, ihre Häuser aufwärts, eines auf das Dach des anderen zu bauen. Und ihre Stadt, die nicht am Meere lag, wuchs so langsam in den Himmel hinaus, wie in ein anderes Meer, und um den Platz mit dem Brunnen erhoben sich auf allen Seiten die steilen Gebäude wie die Wände irgendeines Riesenturms.

Der reiche Melchisedech, in der Wunderlichkeit des hohen Alters, hatte seinen Mitbürgern, Söhnen und Enkeln einen befremdlichen Vorschlag gemacht. Er wollte immer das jeweilig höchste dieser winzigen Häuser, die sich in zahllosen Stockwerken übereinanderschoben, bewohnen. Man erfüllte ihm diesen seltsamen Wunsch gerne, denn man traute ohnehin nicht mehr der Tragkraft der unteren Mauern und setzte oben so leichte Steine auf, daß der Wind die Wände gar nicht zu bemerken schien. So siedelte der Greis zwei- bis dreimal im Jahre um und Esther, die ihn nicht verlassen wollte, immer mit ihm. Schließlich waren sie so hoch, daß, wenn sie aus der Enge ihres Gemachs auf das flache Dach traten, in der Höhe ihrer Stirnen schon ein anderes Land begann, von dessen Gebräuchen der Alte in dunklen Worten, halb psalmend sprach. Es war jetzt sehr weit zu ihnen hinauf; durch viele fremde Leben hindurch, über steile und glitschige Stufen, an scheltenden Weibern vorüber und über die Überfälle hungernder Kinder hinaus ging der Weg, und seine vielen Hindernisse beschränkten jeden Verkehr. Auch Marcantonio kam nicht mehr zu Besuch, und Esther vermißte ihn kaum. Sie hatte ihn in den Stunden, da sie mit ihm allein gewesen war, so groß und lange angeschaut, daß ihr schien, er wäre damals tief in ihre dunklen Augen gestürzt und gestorben, und jetzt begönne in ihr selbst sein neues, ewiges Leben, an das er als Christ doch geglaubt hatte. Mit diesem neuen Gefühl in ihrem jungen Leib stand sie tagelang auf dem Dache und suchte das Meer. Aber so hoch die Behausung auch war, man erkannte zuerst nur den Giebel des Palazzo Foscari, irgendeinen Turm, die Kuppel einer Kirche, eine fernere Kuppel, wie frierend im Licht, und dann ein Gitter von Masten, Balken, Stangen vor dem Rand des feuchten, zitternden Himmels.

Gegen Ende dieses Sommers zog der Alte, obwohl ihm das Steigen schon schwer fiel, allen Widerreden zum Trotz, dennoch um; denn man hatte eine neue Hütte, hoch über allen, gebaut. Als er nach so langer Zeit wieder über den Platz ging, von Esther gestützt, da drängten sich viele um ihn und neigten sich über seine tastenden Hände und baten ihn um einen Rat in vielen Dingen; denn er war ihnen wie ein Toter, der aus seinem Grabe steigt, weil irgendeine Zeit sich erfüllt hat. Und so schien es auch. Die Männer erzählten ihm, daß in Venedig ein Aufstand sei, der Adel sei in Gefahr, und über ein kurzes würden die Grenzen des Ghetto fallen, und alle würden sich der gleichen Freiheit erfreuen. Der Alte antwortete nichts und nickte nur, als sei ihm dieses alles längst bekannt und noch vieles mehr. Er trat in das Haus des Isaak Rosso, auf dessen Gipfel eine neue Wohnung lag, und stieg, einen halben Tag lang, hinauf. Oben bekam Esther ein blondes, zartes Kind. NNachdem sie sich erholt hatte, trug sie es auf den Armen Nachdem sie sich erholt hatte, trug sie es auf den Armen goldenen Himmel in seine offenen Augen. Es war ein Herbstmorgen von unbeschreiblicher Klarheit. Die Dinge dunkelten, fast ohne Glanz, nur einzelne fliegende Lichter ließen sich, wie auf große Blumen, auf sie nieder, ruhten eine Weile und schwebten dann über die goldlinigen Konturen hinaus in den Himmel. Und dort, wo sie verschwanden, erblickte man von dieser höchsten Stelle, was noch keiner vom Ghetto aus je gesehen hatte —, ein stilles, silbernes Licht: das Meer. Und erst jetzt, da Esthers Augen sich an die Herrlichkeit gewöhnt hatten, bemerkte sie am Rande des Daches, ganz vorn, Melchisedech. Er erhob sich mit ausgebreiteten Armen und zwang seine matten Augen, in den Tag zu schauen, der sich langsam entfaltete. Seine Arme blieben hoch, seine Stirne trug einen strahlenden Gedanken; es war, als ob er opferte. Dann ließ es sich immer wieder vornüberfallen und preßte den alten Kopf an die schlechten kantigen Steine. Das Volk aber stand unten auf dem Platze versammelt und blickte herauf. Einzelne Gebärden und Worte erhoben sich aus der Menge, aber sie reichten nicht bis zu dem einsam betenden Greise. Und das Volk sah den Ältesten und den Jüngsten wie in den Wolken. Der Alte aber fuhr fort, sich stolz zu erheben und aufs neue in Demut zusammenzubrechen, eine ganze Zeit. Und die Menge unten wuchs und ließ ihn nicht aus den Augen: Hat er das Meer gesehen oder Gott, den Ewigen, in seiner Glorie?"

Herr Baum bemühte sich, recht schnell etwas zu bemerken. Es gelang ihm nicht gleich. „Das Meer wahrscheinlich", — sagte er dann trocken, „es ist ja auch ein Eindruck" — wodurch er sich besonders aufgeklärt und verständig erwies.

Ich verabschiedete mich eilig, aber ich konnte mich doch nicht enthalten, ihm nachzurufen: „Vergessen Sie nicht, die Begebenheit Ihren Kindern zu erzählen." Er besann sich: „Den Kindern? Wissen Sie, da ist dieser junge Adlige, dieser Antonio, oder wie er heißt, ein ganz und gar nicht schöner Charakter und dann: das Kind, dieses Kind! Das dürfte doch — für Kinder —" „O", beruhigte ich ihn, „Sie haben vergessen, verehrter Herr, daß die Kinder von Gott kommen! Wie sollten die Kinder zweifeln, daß Esther eines bekam, da sie doch so nahe am Himmel wohnt!"

Auch diese Geschichte haben die Kinder vernommen, und wenn man sie fragt, wie sie darüber denken, was der alte Jude Melchisedech wohl erblickt haben mag in seiner Verzückung, so sagen sie ohne nachzusinnen: „O, das Meer auch."

Abend und Nacht.

„Bist du so müd? Ich will dich leise leiten
aus diesem Lärm, der längst auch mich verdroß.
Wir werden wund im Zwange dieser Zeiten.
Schau, hinterm Wald, in dem wir schauernd schreiten,
harrt schon der Abend wie ein helles Schloß.

Komm du mit mir. Es soll kein Morgen wissen,
und deiner Schönheit lauscht kein Licht im Haus…
Dein Duft geht wie ein Frühling durch die Kissen.
Der Tag hat alle Träume mir zerrissen, —
du winde wieder einen Kranz daraus."

*

Die Nacht holt heimlich durch des Vorhangs Falten
aus deinem Haar vergeß'nen Sonnenschein.
Schau, ich will nichts, als deine Hände halten
und still und gut und voller Frieden sein.

Da wächst die Seele mir, bis sie in Scherben
den Alltag sprengt; sie wird so wunderweit:
An ihren morgenroten Molen sterben
die ersten Wellen der Unendlichkeit.

*

Das war der Tag der weißen Chrysanthemen, —
mir bangte fast vor seiner schweren Pracht…
Und dann, dann kamst du mir die Seele nehmen
tief in der Nacht.

Mir war so bang, und du kamst lieb und leise, —
ich hatte grad im Traum an dich gedacht.
Du kamst, und leis wie eine Märchenweise
erklang die Nacht…

Rainer Maria Rilke,

der die Gedichte und Erzählungen des vorliegenden „Hausfreundes“ geschrieben hat, ist ein Deutscher aus Böhmen. Er wurde am 4. 12. 1875 in Prag geboren. Die Erzählungen „Wie der Verrat nach Rußland kam“ und „Eine Szene aus dem Ghetto von Venedig“ sind den „Geschichten vom lieben Gott“ entnommen. Die Verse am Eingang der Nummer sind im „Stundenbuche“ zu finden, die Verse von Abend und Nacht in der Sammlung der „Ersten Gedichte“. — Außerdem ist Rilke als Mitbegründer einer neuen lyrischen Kultur vor allem durch die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, „die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christophs Rilke“, die „Neuen“ und die „Frühen Gedichte“ bekannt geworden. Wir verdanken dem Dichter ferner eine meisterhafte Monographie von Auguste Rodin und eine warm empfundene Beschreibung der Worpsweder Malerschule, die ausnahmsweise bei Velhagen u. Klasing erschienen ist.

Alle anderen Werke hat der Inselverlag in Leipzig z. T. in vielfacher Auflage herausgebracht. Wir verdanken es der Liebenswürdigkeit dieses Verlages, daß wir die vorliegenden kurzen Proben der Erzähler- und Dichterkunst eines der tiefsten und formvollendetsten deutschen Dichter dieser Zeit unseren Lesern mitteilen durften.

Wir beginnen in Nr. 66 des „Hausfreundes“ mit dem Abdruck des äußerst spannenden Romans

„Vitus Thavons Abenteuer“

von Ernst Klein.

Das Nachdrucksrecht haben wir vom Verlage August Scherl G. m. b. H. in Berlin erworben.

Auf Geisteshöhen.

Tagebuchblätter eines Einsamen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Da fand ich in einer Bücherei, die fein säuberlich alle Kriegszeiten der letzten Jahre überstanden hat, ein Buch, das mir viel Freude gemacht: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785 von Andreas Streicher.“

Der Freund hat's geschrieben, der jene denkwürdigen Tage miterlebt, da der jugendliche Dichter sein Leben wagte und der unwürdigen Sklaverei als herzoglicher Regimentsdoktor in Stuttgart durch die Flucht sich entzog. Von der Schulzeit her hat man ja so noch eine dunkle Ahnung davon. Mit um so größerer Freude aber liest man nun, wie es eigentlich wirklich gewesen. Und man liest heut so gern aus vergangenen Tagen, versenkt sich nur zu lebhaft in die Vergangenheit.

Denn die Gegenwart will vergessen sein! Sie ist zu drückend und ernst. Zu mindesten will man aus alten Zeiten Kraft schöpfen und hören, daß es unter der Sonne doch immer das alte Lied ist: Not erst entwickelt Kraft! Daß unter der Sonne immer doch alles beim alten bleibt und es nichts Neues gibt! Alles schon dagewesen! Alles! Alles! Niedergang und Aufgang! Schmerz und Freude! Not und Kraftentfaltung! Hoffnung und Arbeit! Schlechte Zeiten und bessere Zeiten! Staatsmänner voll Schwung und Kraft! wie solche von Kurzsichtigkeit und Schwäche! Dichter und Propheten von Geistesmacht wie solche von mattem Herzen und müdem Sinn. Alles schon dagewesen! Die Erde ist rund und dreht sich. Was heute oben ist morgen unten. Und umgekehrt. O, dieser ganze Valutajammer! Was heute reich, ist morgen arm! Wieviel Angst und Furcht hier, Verzweiflung und Schicksalserbitterung dort! Dieser Wandel der Lebenswerte! Diese Lebensunsicherheit!

Kann da noch ein Buch Freude machen? Wer hat noch die Ruhe, ein Buch durchzulesen ganz bis zu Ende? und ihm gar noch quellende Kräfte des Geistes zu entnehmen? sich zu freuen auf Geisteshöhen in lebenstapferer Einsamkeit? Ist's nicht, als wenn's in rasender Fahrt dem Untergang zugeht, wie ein Auto, dem das Steuer versagt? Und man sitzt und liest ein Buch? und vergißt alles Chaos und freut sich in stiller Beschaulichkeit? Ist das möglich?

Gott sei Dank, wir Menschen sind in unserem Geistesapparat so eingerichtet, daß wir der Wucht der Gedanken steuern können und wie am Mühlenfließ eine Wehr aufziehen können und — vergessen — vergessen können! Zumindest für Zeiten — für Tage und Stunden! Man braucht ja nicht ewig Unterhaltungen zu führen über Valutasturz und Ruhrgebiet und Paß- und Butterpreise u. a. . . . So schwer es allerdings ist!! Wir brauchen es nicht! Denn einmal schon sorgt die Arbeit dafür! Welch herrliche Gottesgabe doch die Arbeit ist! Sickern nicht doch immer wieder Sehnsüchte und Wünsche und Bitterkeiten durch in unserem Innersten? Doch — doch! Arbeit ohne Hoffnung ist das Drückendste und Bitterste. Das kann kein Mensch auf die Dauer aushalten. Hoffnungslos arbeiten und sehen, daß alles doch zu keinem guten Ende führt, ist das Schlimmste. Steht es so schon mit uns?

Nur gut, daß wir unsere einsamen Stunden haben! Die Einsamkeit macht uns besinnlich und läßt uns stille werden im chaotischen Wirrwarr der Dinge. Ist alles im Wandel, warum soll auch mein Ich sich nicht wandeln? Und ist vielleicht nicht all der Umschwung und Wechsel der Verhältnisse meinem Ich zu gut?

Ich bin ich — darin ist doch nichts zu ändern — mög die Valuta sich tausendmal ändern! Ich bin ich — mögen die Grenzen der Länder sich zehntausendmal wandeln! Ich bin ich — mög Unglück, Krankheit und Tod kommen und Wandel schaffen in meinem Innern. Die göttlich seelische Kraft meines Ichs bleibt und hat Ewigkeit. Auf Geisteshöhen leben heißt den festen Punkt in allem Wandelbaren wissen, haben, ausstrahlen, auswirken! Den festen Punkt seelischer Ichkraft, ewiger Persönlichkeitsmacht, göttlicher Wesenskraft; wer in froher Lebenstapferkeit und gottgeborgener Lebenssicherheit Ich sagen kann, stellt sich einer ganzen Welt gegenüber. Unser Ich ist doch mehr als die ganze Welt und ihr Jammer!

Ach — unser Ich! Nehme ich den Mund nicht zu voll? Wir müssen uns von Zeit zu Zeit immer einmal wieder erzählen lassen von denen, die im Hexenkessel und Höllenzauber der Weltkriegsereignisse draußen an der Front mitten drin gestanden! Was war da ein Menschenich? All sein Trotz und sein Aufbäumen, sein Schreien und Fluchen half nichts angesichts des feindlichen mörderischen Höllenfeuers! Was war da ein Mensch? ein Menschenleben! O ja — wir haben unsere Grenzen bei aller Grenzenlosigkeit unseres Geistes!

Und doch! Ich bin ich. Ich bin es, der Schiller in seiner bedeutsamen Lebenswende einmal richtig gesehen und die tiefe Freude empfunden und vergessen hat für eine Zeit, was meine Not und unsere Not der Zeit! Den Freund hab ich ihm zur Seite gesehen, der an den Freund glaubte und auf seine Zukunft hin es wagte. Sein eigen Leben, seine eigenen Pläne hat er dem Freund zulieb geopfert und mit ihm geteilt was er selbst auch nur Kärgliches hatte! Er glaubte an den Kern im jugendlichen Schiller, an den künftigen großen Dichter und hatte sich nicht getäuscht. Der Dirigent des Mannheimer Nationaltheaters gibt dem Dichter keinen Vorschuß zum täglichen Lebensunterhalt. In Schulden und in immerwährender Lebensunsicherheit hält ihn die Freundschaft über Wasser. Es ist ein herrliches Kapitel im Schillerleben: der Segen wahrer Freundschaft! Ob man sie so noch heute findet? Ich weiß aus meinen Jugendtagen, daß die schönsten meiner Tagebuchblätter durchglüht sind von Freundschaftsromantik und Freundschaftsbegeisterung . . . Ist unsere Zeit noch der Freundschaft fähig? Wie klagt doch schon Nietzsche? „Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? O über eure Armut, ihr Männer, und euren Geiz der Seele! Wieviel ihr dem Freunde gebt, das will ich noch meinem Feinde geben und will auch nicht ärmer damit geworden sein.

Es gibt Kameradschaft: möge es Freundschaft geben!“

K. P.

Bunte Chronik

* **Die Großfürstin.** Wie ich die schlimmen Jahre nach der roten Katastrophe durchhielt — fragen Sie? Ich lebte von der Teuerungswelle. — Teuerungswelle? — Ganz einfach: ich reiste damals nach Berlin und versetzte meine Perlenkette für 100 000 Mk. — Und dann? — Dann lebte ich ein halbes Jahr von 100 000 Mk. — Ja, und dann? — Dann erhielt ich die 100 000 zur Auslösung als eine Bagatelle gepumpt, und ich versetzte dieselbe Kette für eine Million und lebte davon ein Vierteljahr! — Und . . . und . . . und jetzt? — Jetzt wird die Kette für eine Milliarde versetzt . . . und ich lebe davon die nächste Woche . . . usw. usw. usw., usw. — Solches erzählte die Großfürstin.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.